



Illustriertes Blatt.

Dinstag den 2. Juni.

Irlichter.

Wenn sich Luna bleich und milde
In den Abendstunden zeigt,
Durch des Aethers Glanzessilde
Nieder sich zur Erde neigt:
Sieht man in dem stillen, feuchten
Moose rothe Schimmer leuchten.

Thränen sind's, die Phöbe weinet,
Die des Vollmonds klafftes Licht
Mit dem Wehmuthsstrahl bescheinet,
Bis sein letzter Schimmer bricht.
Die, im Widerschein geröthet,
Glackern, bis der Tag sie tödtet.

J. A. Baste.

Die Hand.

Novelle von Joseph Buchenhain.

(Fortsetzung.)

In Bialystock erfolgte die Beerdigung des Grafen ohne alles Gebränge, weil die damaligen Umstände eine weitere Beförderung desselben nicht gestatteten.

Die Behörden selbst konnten kaum Notiz hiervon nehmen, und diese Geschichte erregte dort nicht einmal Sensation. Die Räubereien, Mord- und Todtschläge waren zur Zeit der französischen Retirade nichts Neues.

Man wußte ganz gewiß, daß sich sogar verarmte Edelleute auf Raub verlegten, um dadurch ihren zerrütteten Umständen aufzuhelfen, besonders, da jeder, sich selbst der Nächste, sich nicht berufen zu seyn glaubte, für die Sicherheit des Landes zu sorgen.

Jedwede Erzählung dieser Art war ein neuer Dolchstoß für die arme Gräfin und wirkte beunruhigend auf ihr Gemüth. Ihr Vater hatte so unvermuthet die Vermählung und Abreise eingeleitet, hatte einen so weiten Umweg angeordnet. Er als russischer Soldat konnte bei der Verfolgung des Feindes fern, konnte berechnetermaßen gerade zu dieser Zeit in jener Nähe eintreffen. Er war verschuldet, sein Schwiegervater hingegen sehr reich. Der Abgang bedeutender Anweisungen, aller Documente — sein Siegelring — seine Hand — o Gott! sie wagte sich kaum den furchtbaren Schluß zu denken.

Die Trostlose schwankte in einem Meere voll Ungewißheit. Sie eilte, einen Ort zu fliehen, der ihr die Liebe und den Glauben zu nehmen drohte. Mit Hilfe einiger

Prätiosen, welche sie bei sich hatte und veraußern mußte, trat sie nach wenigen Tagen die Reise nach Lubinsko an, nachdem Paul Romanoff, ihr edler Begleiter, nach erhaltener Erlaubniß, sie einst in glücklicherer Zeit auf Lubinsko besuchen zu dürfen, in seine Garnison abgereist war.

Tiefsinnig, mit der ganzen Welt zerfallen, kam sie auf ihrem Gute an, und verbat sich alle von Stefanoff angeordneten Festivitäten.

Da übrigens ihre Einkünfte nicht mehr die glanzendsten waren, so mußte auch ein großer Theil der Dienerschaft entlassen werden.

Zwar bereuete die Arme später diesen Schritt, weil Entlassene, so vielen Gefahren preisgegeben, leicht in die Gefangenschaft oder in den Tod gerathen konnten. Die französische Armee hatte nach dem Rückzuge aus Moskau sich in Smolensk zu lange aufgehalten. Sie kam durch den Admiral Schitschakoff in Gefahr, daß ihr jeder Rückzug abgeschnitten werde, besonders da General Platon die Franzosen aus Smolensk nach Krosnow vertrieben und die Stadt besetzt hatte. Dadurch war der Feind in Gefahr gekommen, im Rücken und in den Flanken angegriffen zu werden.

Diese Lage war vielleicht die bedenklichste, in welcher sich Napoleon jemals befand. Alles war verloren! Verloren, der zurückgeblieben, verloren jener, der vorwärts gehen mußte, und so die Armee der Auflösung nahe.

Bei solchen Anstrengungen kann man sich leicht denken, daß die Russen Menschen und Vieh requiriren und alles mitnehmen mußten, was ihnen zweckdienlich schien. Dieß ist ein altes Recht des Krieges. Die Stürme währten jedoch nicht ewig.

Nach dem schreckenvollen Uebergange der Franzosen über die Beresina athmete das große Kaiserreich wieder freier. Die Wuth des Krieges zog sich weiter hinab über Wilna und Warschau und der Krieg auf russischem Boden war seinem Ende nahe. Der zwanzigjährige Schrecken Deutschlands lebte nun in den Spottliedern der Völker.

Diese und ähnliche Nachrichten verbreiteten sich bis nach Lubinsko. Was man anfangs nur hoffte, erwies sich später als bewährt. Der nordische Krieg wälzte sich nach Deutschland und von da immer näher seinem Ende zu, und das aller Drangsale befreite Rußland jauchzte auf. Die mit

Wunden bedeckten Krieger kehrten nach und nach in die ruhigen Kreise ihrer Familien zurück.

Auch in Gubinsko veränderte sich Manches. Der Gräfin Vater war dahin gekommen. Dieser hatte sich, nachdem er sich nach der Einnahme von Moskau zur activen Armee begeben mußte, in diesem Feldzuge zu dem Grade eines Generals emporgeschwungen. Er focht unter dem tapferen Tschitschakoff und wurde am 27. November 1812, als die Feinde glücklich über die Beresina kamen, gefährlich verwundet und kaum noch lebend von dem Schlachtfelde getragen. Er genas jedoch durch die Sorgfalt der Aerzte wieder. Zu jedem ferneren Kriegsdienste untauglich, nahm er, überhäuft von der Gnade seines Monarchen, welcher jedes Verdienst fürstlich zu belohnen wußte, seine Entlassung.

Zitternd emfing ihn seine verwitwete Tochter in Begleitung seines Adjutanten zu Gubinsko. Die Hölle hatte alle ihre Furien im Innern Lisinka's ausgelassen! Die Arme konnte des Gedankens sich nicht erwehren: ihr Vater selbst habe ihr das zeitliche Glück und das Vertrauen auf die Unrügigkeit der Menschen geraubt. Zweifel stiegen zwar in ihrer Seele auf, als sie ihn mit beiden Händen versehen erblickte, aber war es Zufall oder Starrsinn, die Ruhe blieb dennoch ihrer Brust fremd.

Lisinka's Vater, durch seinen Adjutanten von dem ganzen Unfalle, welcher seiner Tochter begegnet war, schon längst unterrichtet, schrieb ihre Zurückhaltung, man möchte besser sagen, ihre auffallende Kälte, dem Wechsel ihres Geschickes zu.

Der Adjutant war Niemand Anderer, als jener Officier, der Retter der Gräfin selbst. Milde und Herzensgüte und eine beinahe an Kühnheit gränzende Tapferkeit waren die persönlichen Eigenschaften desselben. Er war ein Liebling seines Generals geworden, und dieser bat sich denselben von dem Commandirenden aus, daß er ihm auf einige Monate auf Urlaub folgen konnte.

Auf dem einsamen Gubinsko bedurfte es für den jungen Mann einer Unterhaltung, und was konnte bei solchen Umständen dieser Ort anders, als höchstens eine Jagd bieten? Der Tag hierzu war bestimmt. Der alte General wollte der Jagd selbst beiwohnen und befahl, ihn frühzeitig zu wecken.

Es war Morgens 3 Uhr; der ganze Hof winmelte von Jägern und Dreibern. Im zierlichen Jagdgewande trat Lisinka in ihres Vaters Gemach.

Er lag noch im tiefen Schlafe. Bei ihrem Eintritte war der Vater wach geworden und aus dem Bette gesprungen. Ach Gott — der Aufgeweckte hatte nur eine Hand, und vom Arme getrennt, lag die andere, künstlich geformt, am Tische leblos und starr.

„Weh mir, Mörder und Räuber!“ röhnte die Unglückliche im Uebermaße ihres neu aufgeregten Schmerzes, mit der Linken auf seinen abgehauenen Arm und mit der Rechten auf die am Tische liegende Hand hinweisend, und sank in dem nächsten Armstuhle zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Spinne und ihre Gewebe.

Von M. B. . . .

(Fortsetzung.)

Sie betrachten die Fliegen als sehr kleine, muthwillige Fräuleins, die oft neckend hin und her springen, und zuletzt Einem lästig werden; die Spinnen aber, die Sie so sehr anfeinden, ziehen sich bescheiden zurück, verhalten sich stille und spannen ohne das geringste Geräusch ihre Netze aus. Dieselben ziehen, um vor ungünstigem Wetter Schutz zu suchen, so gerne in menschliche Wohnungen ein, nehmen mit den entferntesten, unbedeutendsten Winkeln, wo sie meistens nicht einmal bemerkt werden, für lieb. Da bauen sie sich ihre Wohnungen, die sie freiwillig nicht verlassen. Man kann daher ganz sicher seyn, daß sie sonst im Hause nichts anrühren, nichts verunreinigen werden. Ganz stille und geduldig, und sollten dieselben indessen Hunger leiden, warten sie ab, bis sich irgend ein anderes, die Menschen in ihren Wohnungen belästigendes Insect in ihr Netz verirrt, das sie dann gemächlich aus dem Wege räumen. Scheinen sie nicht eben dazu bestimmt zu seyn, um die menschlichen Wohnungen von allerlei sonstigem Ungeziefer zu reinigen, und in Gärten die Blumen und Früchte vor schädlichen Insecten zu beschützen? —

Ich hoffe schon, meine Thuersten! am halben Wege zu seyn, um Sie mit diesen kleinen und nützlichen Thierchen auszuföhnen; um wie viel glücklicher, wean ich im Stande wäre, dieses Ziel vollkommen zu erreichen! Vor Enthüllung des großen Geheimnisses bitte ich daher, erlauben Sie mir gnädig, Ihnen noch einige, hieher gehörige Bemerkungen mittheilen zu dürfen.

Man sagt: die Spinne sey schmutzig, sey unreinlich. Dieß ist bei ihr nicht der Fall; dieselbe wird wohl mit der Fliege, mit welcher Sie doch in Ihren Wohnungen — wahrscheinlich nur wegen ihrer Munterkeit, wie mit dem — Floh so viel Nachsicht tragen — jeden dießfälligen Vergleich zu ihrem Ruhme aushalten. Was gibt es doch Schmutziges, Faules oder Stinkendes, worauf sich die Fliege nicht setzt und woran sie nicht saugt? Die Spinne bewohnt nur ihre selbst gemachte, seidene und durchaus immer rein gehaltene Wohnung, und wird sie gezwungen, solche heute Abends zu verlassen, so baut sie sich schon morgen in der Frühe ganz bestimmt eine neue, wenn es ihr nur das Wetter erlaubt. Die Spinne kommt im seidenen Pallaste zur Welt; wo erblickt aber die Fliege zum ersten Mal das Tageslicht? Du mein lieber Gott! hier muß ich schon wieder schweigen. —

Und bezüglich auf die Bekleidung? Hat je eine Pariser Dame oder Marchande de modes von der Fliege, welche sich derselben von Tage zu Tage immer mehr aufdrinat, irgend etwas zu ihrem Vortheile ablernen können? Wie ganz anders die Kreuzspinne! — man weiß wahrlich nicht, ob man mehr die Feinheit ihres Kleides, oder den Schmelz der Farben an demselben bewundern soll. Was ist das schillernde Prachtgefieder des Colibri dagegen! nein, keine Lyoner Fabrik vermöchte so feinen Sammt zu erzeugen, als jenes, womit sie bekleidet ist, und keine noch so

stünige Dame wäre im Stande, sich auf einen hal pare mit solcher Pracht und Farbenmannigfaltigkeit zu schmücken.

Wäre es Ihnen gefällig, sich von der Wahrheit des eben Gesagten näher zu überzeugen, was ich auch von Ihrer Loyalität und lobenswerthen Wissbegierde zuversichtlich erwarte, so brauchen Sie sich nur im nächsten Sommer in Ihrem Garten um ein großes Spinnengewebe umzusehen; wenn Sie eins finden, so merken Sie gefälligst, daß gerade in der Mitte desselben die stille und bescheidene Kreuzspinne, zusammen gekauert wie ein Knäuel — und sollte sie auch ein mächtiger Wind ziemlich stark schaukeln — auf ihrer Warte sitzt; treten Sie näher, fürchten Sie nichts! — glauben Sie mir sicher — sie thut Ihnen nichts! Sollten Sie zu schwache Augen haben, so holen Sie gefälligst Ihre Lorgnette und Sie werden die wunderbaren Herrlichkeiten sehen; Sie werden erstaunen und sich überzeugen, daß kein Novellist es auf sich nehmen würde, die Pracht ihres Gewandes der Wahrheit gemäß zu beschreiben. Nun werden Sie den Abscheu vor derselben völlig verlieren; Sie werden sich wünschen, eine in Ihrer Nähe zu haben, um dieselbe mit ihrer Geschicklichkeit, ihrem unermüdeten Fleiß und ihrer ganzen Haushaltung genauer beobachten zu können. Haben Sie aber einmal die Spinne — wie es gar nicht anders wird seyn können — lieb gewonnen, dann, wohl Ihnen! — an derselben werden Sie ein Sinnbild vieler weiblichen Tugenden — eine Schule der Weisheit haben. So kann die Naturgeschichte der Spinne selbst zur Bildung des schönen Geschlechtes unglaublich viel beitragen.

Die Fliege, welche Sie, meine Schätzbarsten! im Vergleich zur Spinne zu sehr protegiren, will, an das dolce far niente gewöhnt, von keiner Arbeit etwas wissen: sie ist gar nicht häuslich, sie ist nachhaft, ungenügsam, gefräßig; hat sie sich auch an der splendidesten Tafel recht wohl gefehlet lassen, und noch zuletzt den Kaffeh eingeschürft, so fliegt dieselbe dennoch flatterhaft und fürwizig, mir nichts dir nichts, gleich zum Nachbar und ohne Anmeldung in's Haus, um zu sehen und zu hören, was da geschieht, um, wo möglich, auch hier etwas zu erhaschen. Hat sie hier die Tafel versäumt, flugs ist sie in der Küche, um wenigstens an den noch ungewaschenen Tellern zu erfahren, was man gespeist habe. So besucht sie die Häuser nach der Reihe, um überall auch ihre Nase darein zu stecken, und Unwillen und Verdrießlichkeiten zu erregen. Hat man sie auch aus einem Hause dreimal gejagt, sie ist bald wieder da, als wenn nichts vorgefallen wäre, und gibt den Leuten nicht selten Veranlassung, daß sie sich in der Falschheit oder Heimtücke versuchen; denn Mancher nimmt zuletzt, von der Fliege zu sehr geneckt, eine freundliche Miene gegen sie an, um ihr desto leichter eine Dürftige zu versehen.

Wie doch ganz anders ist das Naturell und die Benehmungsart der so sehr mißkannten und oft verachteten Spinne! Wenn diese im Freien ihre Wohnung nicht bauen darf, sucht sie sich in ihrer Bescheidenheit und Demuth den entferntesten und entbehrllichsten Winkel in einer menschlichen Wohnung aus, um da in der Stille und unbemerkt — als

wenn sie genau wüßte, wie sehr man sie anseindet — das zu ihrer Subsistenz so nöthige Netzchen aus den feinsten seidnen Fäden zu verfertigen. Wie, meine Schönen! können Sie schon so feine, durchaus so ganz gleiche Fäden — so regelmäßige Maschen machen? — Ohne Unwillen und Verdruß, mit der größten Gelassenheit und Geduld wartet sie in ihrer Wohnung ab, bis ihr das Schicksal irgend ein Insectchen als Speise zuführt. Nur auf solche Nahrung ist sie von der Natur angewiesen worden. Ist sie deshalb grausam? Ist nicht wohl manche unter den sich als gefühlvoll prahlenden Schönen, wenn sie es über sich vermag, ein Täubchen zu erdroffeln — oder der schönen Flachsforelle, die sich so sehr dagegen sträubt, das Mordmesser an die Kehle zu setzen, weit grausamer? —

Ferner: ist die Spinne etwa giftig? Von den Fliegen sind Sie wohl hundert und hundert Mal zu Ihrem Aegerer und Verdruß mit spitzigen Zungen gestochen worden, — Niemand wird es aber erweisen können, daß er je von einer Spinne lädirt worden wäre; diese bleiben stets unverdroffen bei ihrem Geschäfte und kommen mit dem Menschen in gar keine Berührung; sie sind sehr furchtsam, beim geringsten Erzittern ihrer Wohnung ziehen sie sich zusammen, sie rühren sich nicht und verhalten sich, als wenn sie todt wären; ist die Gefahr größer oder denselben ein Unrecht widerfahren, so fliehen sie gar davon. Sie haben nicht einmal Werkzeuge, womit sie uns stechen könnten. Nur eine teuflische Bosheit konnte dieselben als giftig ausschreien.

Unbekümmert um Alles, was in den benachbarten Haushaltungen geschieht, ist die Spinne nur besorgt für ihre eigene Wirthschaft; unverdroffen und mit Gelassenheit wartet sie ab, und genügt sich frohen Sinnes mit dem, was ihr diese abwirft. — Von ihrem Einkommen lebt sie sehr mäßig und leidet daher nie an Indigestionen und Wapours; sie versorgt, ohne bei Nachbarn auf Borg oder Credit zu nehmen, ihre zahlreiche Nachkommenschaft, welche sie auch vor möglicher Gefahr zu flüchten sucht. Das Erübrigte hebt sie sorgfältig auf, und trifft bei ihr ein gutes Jahr ein, so baut sie gleich neue Magazine, seidene Säcke, in welche sie, als gute Wirthschafterin, das Ueberflüssige für etwaige Mißjahre und Zeiten der Noth hinterlegt. Ihr Haus wird fortwährend reinlich erhalten und jede allfällige, für nöthig anerkannte Reparation an demselben wird unverzüglich besorgt. Ihre Töchter hält sie in gehöriger Zucht und Ordnung und prägt denselben die Maximen einer ordentlichen Hauswirthschaft so tief ein, daß keine unter denselben Zeit ihres Lebens um ein Haar davon abweicht! —

(Schluß folgt.)

Fenilleton.

(Engelmacherin.) Die „Staffette“ erzählt nach den Erfahrungen des „Vereines für Haltekinder,“ daß es in Berlin Frauen gebe, welche von der Aufnahme kleiner Kinder ein Gewerbe machen, und daß sich unter diesen eine befindet, welche die „Engelmacherin“ genannt wird. Bei ihr wurden nämlich die Kinder bald zu Engeln gemacht, nämlich durch Wasser, Schmutz und Kartoffeln zu Tode gebracht.

(Ein neuer Missionär aus Krain.) Die „Knehtsjske in rokodelske novice“ geben bekannt: Wieder hat sich die Zahl der Missionäre aus Krain in fremden und entfernten Ländern vermehrt. Herr Ignaz Knobloch, aus St. Canzian in Unterkrain gebürtig, gewesener Bögling der Propaganda in Rom und im verfloffenen Jahre dort zum Priester geweiht, trat im Monate Februar d. J. in Gesellschaft des Pater Nillo die Reise in das innere Afrika an, um den wahren Glauben in Gegenden zu verkündigen, wohin bisher noch kein Missionär gedrungen. Die „Katholischen Blätter aus Tirol,“ denen wir diese Nachricht verdanken, geben irrig Leoben in Obersteiermark als die Heimath des besagten Missionärs an, während er der Raibacher Diöcese angehört.

(Der größte Bassgeiger.) In London starb kürzlich der größte Bassgeiger, der jemals gelebt hat, Dragonezzi, der dreißig Jahre Mitglied des Orchesters in der großen Oper dafelbst war, sich in dieser ganzen Zeit regelmäßig vor allen seinen Collegen einfindet und sich immer so nahe als möglich an die Thüre stellte, damit er, wenn Feuer ausbräche, sein Instrument segleich in Sicherheit bringen könnte. Als er einst vor Beethoven spielte, der ihm eine von Noten wimmelnde Composition vorlegte, sprang der große Meister mitten in dem Spiele Dragonetti's, in Begeisterung auf und fiel dem Bassgeiger um den Hals.

(Brände.) Ungarn ward neuester Zeit wieder stark von Bränden heimgesucht. So brannten am 20. April in Kaschau ungefähr 60 Häuser, am 27. im Dorfe Kövör bei Balassa Gyarmath 18 Häuser, am 1. Mai im Marktflecken Heiliggenkreuz, dem Residenzorte des Bischofs von Neufest, 50 Häuser nebst Kirche und Schule ab.

(Vorrichtung.) Ein Gastwirth in Ofen hat eine Vorrichtung erfunden, mittelst deren bloß durch einen starken Druck das Bier aus dem Fasse im Keller geradezu in das Glas in der Schenkstube fließt.

Kunst-Nachricht.

Im Interesse der Kunst benachrichtigen wir das für alles Schöne Sinn habende Publicum Raibach's, dass der Kunstfänger, Herr Piqall, auf seiner Durchreise nach Italien hier angekommen sey, und nächsten Mittwoch, das ist: morgen, ein Concert im Saale des deutschen Ordenshauses zu veranstalten gedenkt.

Obgleich die Zeit der Virtuosen und der Concerte vorüber, kehrt er auch, weil der Frühling schon in unsere Thäler gezogen, so glauben wir dennoch, den Kunstfreunden Raibach's einen hohen Genuss versprechen zu dürfen, da dieser Sänger sie in den Concertsaal ladet, um sie durch seinen Gesang wieder hinauszuführen in die heitere Natur.

Die Einsender dieses, welche Herrn Piqall hier bereits in einem Privatcicel hörten, haben sich von der Wahrheit des Besagten vollkommen überzeugt und glauben, die Nachricht hiervon sammtlichen Musikfreunden um so mehr schuldig zu seyn, als Herr Piqall nur ein Concert zu geben beabsichtigt und sich nicht leicht wieder Gelegenheit darbieten dürfte, so etwas Außerordentliches zu hören.

Mehrere Kunstfreunde.

Correspondenz.

Marburg am 30. Mai 1846.

Die Menge des Neuen, das täglich reichere Leben und Bewegen unserer Kreisstadt zu schildern, würde mehr, als die Zeit eines ständigen Mittheilers, mehr als den Raum dieser Blätter erfordern. Das die Entfaltung des regsten Verkehrs, der schnellsten Verbindung durch die Eisenbahn, das tägliche Kommen und Gehen der gewaltigen Feuerrosse, das die herrlichen Objecte unserer Trave — eben so viele Siegesbojen des kräftigen Denkens und Willens. — den Hauptgegenstand des täglichen Besuchs und Gesprächs machen, bedarf wohl keiner Erwähnung. Unvergessenlich für

die Geschichte Marburg's bleiben die Tage, welche die Festigkeit und Stärke der einzelnen, Kühnen Baugesamstände auf das glänzendste erprobten. So besah die Locomotive „Straßengel“ am 2. Mai zuerst den colossalen Viaduct im Pechsthal, eine Stunde vor Marburg, nachdem am 27. April der „Dean“ von Gili majestätisch über Rath Hegel's Wunderbau, die Draubrücke (nach Howe's System), als erster Bote vom Süden, in unsern Bahnhof gekommen war. Am 16. Mai besichtigte dieselbe Maschine alle Zweifel und Befürchtungen, welche der, eine Viertelstunde lange, unterirdische Stollenweg durch den Leifersberg noch in ängstlichen Gemüthern zurückgelassen hatte; im Fuge legte der „Dean“ den Weg von Gili nach Marburg, von hier durch den Tunnel nach Graz und übermaß nach Marburg, also 27 Meilen in kaum etwas mehr, als einem halben Tage, zurück. Ihm folgte die Maschine „Admont“ als erster Bote vom Oberlande hieher. Am 18. Mai fuhren Se. Excellenz, Freiherr von Kübel, von Wien bis Gili, den Aufenthalt abgerechnet, in der beispiellos kurzen Zeit von 10 Stunden 43 Minuten. Feenhaft war der Anblick des von hundert und hundert farbigen Lampen, von Fackeln und Grubenlichtern erhellten Leifersberger-Tunnels, dessen südlicher Fassade in stolzem Gange sich die Locomotive unter dem Jubel des Publicums, dessen Schaustil mitunter auf das überraschendste aufgemuntert wurde, entwand. In Gili stehen bereits 12 Locomotive aus des Philadelphiers William Morris Werkstätte zum Gebrauche fertig. In ihren Namen liegt zum Theile die Bürgschaft der baldigen, nach nähern Berührung mit unserm Nachbarlande Krain. Sie heißen nämlich: „Derglou, Loibel, Poil, Idria, Jaria, Sava, Timavo, Teravico, Großdoctar, Dean, Weichsel und Donau.“ Wie es herging am 2. Juni, dem Tage der feierlichen Eröffnung der Bahn von Graz bis Gili, sollen unsere Leser nächstens vernehmen.

Nun noch in Kürze etwas von zwei lieben Gärten, welche auch für Raibach einen willkommenen Genuss für Auge und Ohr bringen werden. Der Kunstmaler Beyer hat hier seit längerer Zeit sein Cosmorama aufgestellt, welches sowohl durch die glückliche Auswahl der Gegenstände, als insbesondere durch die nur dem geübten Historienmaler mögliche, bis ins Kleinste gehende Zartheit und Richtigkeit der Ausführung mehr als befriedigt. Wir erwähnen vor allem der Ansicht vom Buchfogel über die Stadt und Umgegend von Graz, nebst dem Seitenstücke dazu vom St. Peterer Berge aus. Diese Frische der Tinten, dieses üppige Grün, diese durchdringende Lust, an und für sich nur Graz in dieser Nuance eigen, hat noch kein Künstler mit so überraschender Treue wiedergegeben. Schloß Rosenstein bei Stuttgart, Granada, die sieben Thürme in Constantinovel, Mexico, Innsbruck, Jerusalem, Genua, erfreuen als Bilder und Erinnerungsbilder in gleichem Maße. — Rio di Janeiro und Orapel durch den noch nie so glücklich gewählten Standpunct ihrer Aufnahme. — das Eismeer, der Schiffsbruch, der Waldbrand, die Seeschlacht durch die schaurige Wahrheit ihrer Scenerie, während der Sinai und Montblanc, der Chimborasso und der Urwald ein großartiges Gegenüber bilden zu der hohen Lieblichkeit des Bodensees, zur geheimniskvollen Maale, die das Herz beim Anblicke von Pompeji, der Cyclis, der unterirdischen Römerhalle etc. gefangen hält. Möge dem anspruchlosen Künstler, dessen Ruf auch als Dichter nicht unbedeutend ist, der überall erworbene Beifall als freundlicher Gesellschaft ein nach Raibach dienen! —

Munter, wie der Lenz, gemüthlich, wie der Sohn der Residenz in der freien Welt, im Liebe himmelan sich schwingend, wie die Lerche, gab der Kunstfänger, Herr Piqall aus Wien, sein Vocalconcert. Wir denken bei diesem seltenen, von gesundem Humor sprudelnden, echten Dilettanten nur auf den stürmischen Beifall, den er in England und Frankreich in den höchsten Kreisen der Gesellschaft geerntet, auf die herrlichste Theilnahme, mit welcher ihn Componisten und Kritiker, insbesondere Auber und Spontini, auszeichneten, denken auf die vor uns liegenden Blätter von Stuttgart, Ludwigsburg, Passau, München und einem halben Duzend anderer deutschen Residenzen, insbesondere auf die Begeisterung, die seine Lieder und Compositionen in den Abendunterhaltungen bei Sr. kön. Hoheit, Herzog Max, so wie im Odeon (Abschiedsconcert am 20. December 1845) in München erweckten. Der Umfang seiner Stimme, von drei und einer halben Octave, die sich mit seinem bewunderungswürdigen Falsset in den höchsten Tönen des hohen Soprans bewegt, erzielt einen Effect, bei dem man Violinen- oder Flötenöde zu hören glaubt. Seine Lieder: „Sehnsucht nach Steyermark,“ „das Mailüfterl,“ „Gebirgslied,“ „La Bergere,“ äthern freundlich in Aller Herzen nach und finden ihr weiches Echo in jeder sühlenden Brust.

Dr. Rudolph Puff.